

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
<b>Herausgeber:</b>	Verband Schweizerischer Privatschulen
<b>Band:</b>	22 (1949-1950)
<b>Heft:</b>	6
<b>Artikel:</b>	Aus Goethes Lebenskreis
<b>Autor:</b>	Brentano, Bettina / Kestner / Gleim
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-852635">https://doi.org/10.5169/seals-852635</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus Goethes Lebenskreis

*Vorbemerkung der Redaktion:* Wie zu erwarten, hat der 28. August 1949, der zweihundertste Geburtstag Goethes, eine Flut von Festreden, Jubiläumsaufsätze und Gedenkschriften ausgelöst. Wenn man die Feststellung macht, wie wenig das kürzliche Pestalozzi-Jubiläum in die Tiefe wirkte, so möchte man sich fast fragen, ob es einen Sinn und Zweck habe, grosser Menschen lediglich auf Grund äusserlicher Jubiläumsdaten zu gedenken. Und doch hält es schwer, die Jubiläumsrhythmen vom hundertfältigen Rhythmus menschlichen Lebens auszuschliessen. Hoffen wir, dass Goethe in seinem Jubiläumsjahr nicht völlig zerredet werde und dass er auch diese «Prüfung» wohl «überleben» werde!

Schliesslich sei nicht vergessen, dass alle diese Goethefeiern selbst dann gerechtfertigt sind, wenn auch nur ein einziger Mensch vom unsterblichen Geiste dieses grössten Humanisten ergriffen, begnadet und angeregt wird, sein eigenes Dasein besser und schöner zu leben!

Wir haben uns gefragt, wie wir in der SER am besten Goethes gedenken könnten. Sollen wir den 101. Aufsatz über sein Werk, die 102. Theorie über seine Weltanschauung oder die 103. Abhandlung über «Goethe als Lyriker» veröffentlichen? Nein. Wir wollen in einer stillen Feierstunde uns in Goethes Welt einleben und aus persönlichen Zeugnissen aus seinem Lebenskreis etwas von seiner unmittelbaren Gegenwart zu erfahren zu suchen.

## Aus früher Kindheit

Bettina Brentano geb. v. Arnim  
berichtet aus den Erzählungen von Goethes Mutter:

Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, dass sie bei seiner Geburt eingestanden haben: hier musste die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche tun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, dass Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden. Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte; er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluss seiner günstigen Sterne nähergerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Da sagte die Mutter: Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andern doch ohne sie fertig werden müssen? Da sagte er ganz stolz: Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahr alt.

Die Mutter glaubte auch sich einen Teil an seiner Darstellungsgabe zuschreiben zu dürfen, denn einmal, sagte sie, konnte ich nicht ermüden zu erzählen, sowie er nicht ermüdete zuzuhören; Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prin-

zessinnen vor, und alles was in der ganzen Natur vorging. Da sass ich, und da verschlang er mich bald mit seinen grossen, schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgendeines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Tränen verbiss. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh ich meine Wendung genommen hatte: nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt; wenn ich nun haltmachte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, dass er bis dahin alles zurechtgerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt; wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lente und sagte: Du hast's geraten, so ist's gekommen, da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Grossmutter (Anna Elisabeth Goethe geb. Lutz), deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäss weiter im Text kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den anderen verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genuss und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen und der Wolfgang, ohne sich je als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen die Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne und begrüsste das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall.

## Von der Grammatik, vom Lernen und anderen Dingen

*Aus Dichtung und Wahrheit (I, 1):*

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne dass ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik missfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch stillsitzen sollte, horchte

ich über das Buch weg und fasste das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtnis und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, dass ich in Leipzig, für welches er eine grosse Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promovieren sollte.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, teilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja, manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen brachten Unruhe, Verdruss und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewut, durch Lesung der damaligen deutschen Dichter, unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch grossen Einfluss haben sollte. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des grossen Ganzen . . .

Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermassen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüt war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine grosse Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hiess es immer, und ich dachte, die Leute müssten auch rechte Leute sein, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegenteil. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hause und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Grossmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt und führten es anfangs auch ausschliesslich auf; allein dies ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Dekorationen und wagten uns an verschiedene Stücke, die freilich für

einen so kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmassung dasjenige, was wir wirklich hätten leisten können, verkümmeren und zuletzt gar zerstört, so hat doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannigfaltige Weise bei mir das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege, in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Aus der Ferne machte der Name Klopstock auch schon auf uns eine grosse Wirkung. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Canitz, Hagedorn, Drolling, Gellert, Creuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirchs «Telemach», Koppens «Be-freites Jerusalem» und andere Uebersetzungen. Ich hatte diese sämtlichen Bände von Kindheit auf fleissig durchgelesen und teilweise memoriert, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdriessliche Epoche eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks «Messias» Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rat Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

## Studentenjahre

*Aus den Erzählungen von Goethes Mutter,  
mitgeteilt von Bettina:*

In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen, ich musste ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw., auf den dritten kam alles vom Feinsten nebst Degen und Haarbeutel; das erste zog er im Hause an, das zweite wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala; kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinsten Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Geleis; wie ich nun so eine Weste nehme und sie am offnen Fenster recht herhaft in die Luft schwinge, fahren mir plötzlich eine Menge kleiner Steine ins Gesicht; darüber fing ich an zu fluchen,

er kam hinzu, ich zanke ihn aus, die Steine hätten mir ja ein Aug aus dem Kopf schlagen können: — Nun es hat Ihr ja kein Aug ausgeschlagen, wo sind denn die Steine, ich muss sie wieder haben, helf Sie mir sie suchen, sagte er; nun muss er sie wohl von seinem Schatz bekommen haben, denn er bekümmerte sich gar nur um die Steine, es waren ordinäre Kieselsteinchen und Sand; dass er den nicht mehr zusammenlesen konnte, war ihm ärgerlich, alles, was noch da war, wickelte er sorgfältig in ein Papier und trug's fort; den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirtshaus zur Rose, die Tochter hiess das schöne Gretchen, er hatte sie sehr gern: das war die erste, von der ich weiss, dass er sie lieb hatte.»

### Dr. juris

*Aus den Aufzeichnungen Kestners, dem Gatten Lottes*

Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handthierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier, diess war seines Vaters Absicht, in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar p zu studieren und was sein Genie, seine Denckungs-Art und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würde.

Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder, und als Mitarbeiter an der neuen Franckfurter Gelehrten Zeitung, beyläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst spät und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmsten unsrer schönsten Geister, Secret. Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf gewöhn'l Spatziergang, zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baum auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epicuräischen Philosophen, (v. Goué, grosses Genie) einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beyden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, dass ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, dass ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, dass er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

Ehe ich weiter gehe, muss ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter, besitzt eine ausserordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, dass er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu dencken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel als möglich frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhasst.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Brägen, seinem Aeusserlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben.

Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System.

Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben.

Er ist nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er hasst zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu seyn; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht.

Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das.

Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

Er *glaubt* ein künftiges Leben, einen bessern Zustand.

Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften . . .

Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es lässt sich gar viel von ihm sagen. *Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch . . .*

... Ganz von ohngefähr, nach langer Zeit seines Hierseys, lernte er Lottchen kennen, und in ihr sein Ideal von einem vortrefflichen Mädchen; er sah sie in ihrer fröhlichen Gestalt, ward aber bald gewahr, dass dieses nicht ihre vorzüglichste Seite war; er lernte sie auch in ihrer häuslichen Situation kennen, und ward, mit einem Wort, ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, dass sie ihm nichts als Freundschaft geben konnte, und ihr Be tragen gegen ihn gab wiederum ein Muster ab. Dieser gleiche Geschmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwischen ihm und mir das festeste Band der Freundschaft. Indessen, ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben musste, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, dass er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hatte solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können: Allein Lottchen wusste ihn so kurz zu halten und auf eine solche Art zu behandeln, dass keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern musste. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bey mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden musste, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen musste, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande seyn, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können. Kurz, er fieng nach einigen Monaten an, einzusehen, dass er zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen musste. In einem Augen blicke, da er sich darüber völlig determinirt hatte, reisete er ohne Abschied davon, nachdem er öfters vergebliche Versuche zur Flucht gemacht hatte. Er ist zu Franckfurt und wir reden fleissig durch Briefe mit einander. Bald schrieb er, nunmehr seiner wieder mächtig zu seyn, gleich darauf fand ich wieder Veränderungen bey ihm. Kürzlich konnte er es doch nicht lassen, mit einem Freunde, der hier Geschäfte hatte, herüber zu kommen; er würde vielleicht noch hier seyn; wenn seines Begleiters Geschäfte nicht in einigen Tagen beendigt worden wären, und dieser gleiche Bewegungsgründe gehabt hätte, zurückzueilen: denn er folgt seiner nächsten Idee, und bekümmert sich nicht um die Folgen, und dieses fliesst aus seinem Charakter, der ganz Original ist.

\*

## Erste Weimarerzeit

### Gleim erzählt nach Falks Bericht:

Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, ... kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hiess, dass Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttlinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er sass mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Ausser einem Paar schwarzglänzenden, italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüsste ich sonst nichts, was mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augen blicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, dass er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdet, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephir'n lauschten,  
Die Bäche rauschten,  
Die Sonne  
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voss, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, dass sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermutes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhafter Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, dass die Autoren,

denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibepulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäzenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergass er doch nicht auf der andern Seite mit einem kleinen Stich dafür beizubringen, dass ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden liess, vergriffe.

«Das ist entweder Goethe oder der Teufel!» rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische sass. «Beides», gab mir dieser zur Antwort; «er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.»

## Auf der Höhe des Lebens

*Madame de Staël berichtet über ihren Besuch bei Goethe im Jahre 1803*

Goethe verliert nie den Boden unter den Füssen, wenn er sich auch zu den erhabensten Gedanken emporschwingt. Es lebt in seinem Geiste eine Kraft, welche die Empfindsamkeit nicht geschwächt hat. Goethe könnte ganz allein für sich die deutsche Literatur repräsentieren: nicht dass es keine andern Schriftsteller gäbe, die ihm nicht in mancher Beziehung überlegen wären, sondern weil er allein alles in sich vereint, was den deutschen Geist auszeichnet, und weil keiner eine so grossartige Phantasie besitzt, von der weder die Italiener, noch die Engländer, noch die Franzosen einen Teil als von ihnen entlehnt in Anspruch nehmen können.

Goethe ist im Gespräch ein Mann von reichem Geiste. Man behauptet mit Unrecht, dass der Mann von Geist auch stets zu plaudern wissen muss, und kann dagegen verschiedene Beispiele von schweig-samen Genies anführen. Oft sind Schüchternheit, Unglück, Geringschätzung oder Hypochondrie die Ursache davon. Im allgemeinen jedoch müssen ausge-dehnte Kenntnisse und die Glut der Seele das Bedürfnis der Mitteilung erwecken, und die Menschen, die nicht nach dem beurteilt werden wollen, was sie sagen, sollten auch kein Interesse mehr für das fin-den, was sie denken. Wenn man Goethe zum Reden zu bewegen weiss, ist er bewunderungswürdig: seine Beredsamkeit ist eine Folge seines Gedankenreich-tums, sein Witz ist gleichzeitig anmutig und philoso-phis-ch durchdacht, seine Einbildungskraft wird von

den Aussendungen angeregt, wie die Phantasie der alten griechischen Künstler es wurde, und nichts desto weniger besitzt sein Verstand nur zu sehr die Reife unserer Zeit. Nichts beirrt seine geistige Kraft, und sogar die Hindernisse, die aus seinem Charakter entspringen: schlechte Laune, Unschlüssigkeit und Gezwungenheit, ziehen wie Wolken am Fusse des Berges hin, auf dem sein Genie thront.

Was man von Diderots Unterhaltung erzählt, könnte von der Goethes eine Vorstellung geben, ur-teilt man aber nach den Schriften Diderots, so muss der Abstand zwischen diesen beiden Männern ein un-endlicher sein. Diderot steht unter dem Joch seines Geistes, Goethe beherrscht sogar sein Talent; Diderot ist gezwungen, weil er Effekt machen will, bei Goethe bemerkt man die Geringschätzung des Erfolges in einem Grade, der ungemein gefällt, selbst dann wenn man sich über seine Unbekümmertheit ärgert; Diderot hat das Bedürfnis, die ihm mangelnden religiösen Empfindungen durch Philanthropie zu ersetzen, Goethe würde lieber herb und bitter als übertrieben menschenfreudlich sein. Vor allem aber ist er natürlich, und was dürfte überhaupt ohne diese Eigenschaft an einem Menschen zu finden sein, was einen andern interessieren könnte?

Goethe hat nicht mehr jene hinreissende Glut, die ihm Werther eingab, aber die Wärme seiner Gedanken genügt noch immer, um allem Leben zu ver-leihen. Es hat fast den Anschein, als werde er nicht mehr vom Leben berührt und beschreibe dasselbe nur als Maler: er legt jetzt mehr Wert auf die Gemälde, die er uns vorführt, als auf die Empfindungen, die er erregt — die Zeit hat ihn zum Zuschauer gemacht. Als er noch selbst an den Szenen der Leidenschaft tätigen Anteil nahm und noch selbst im Herzen mitt-litt, machten seine Schriften einen weit lebhaften Eindruck.

Da man sich stets eine Poetik nach seinem Talente bildet, so behauptet Goethe jetzt, dass der Autor ruhig sein müsse, selbst wenn er ein Werk schreibt, in welchem er die Leidenschaften schildert und dass der Künstler seine Kalthärtigkeit bewahren müsse, um stärker auf die Einbildungskraft seiner Leser ein-wirken zu können. In seiner Jugend würde er viel-leicht nicht dieser Meinung gewesen sein: vielleicht war er damals seinem Genie untertan, wie er es jetzt beherrscht, vielleicht fühlte er damals, dass der Poet, da das Erhabene und Göttliche nur flüchtig im Men-schenherzen weilt, der Inspiration, die ihn beseelt, untergeordnet ist und sie nicht beurteilen kann, ohne sie zu verlieren.

Im ersten Augenblicke wundert man sich, eine ge-wisse Kälte und sogar etwas Starres bei dem Ver-fasser von «Werthers Leiden» zu finden. Aber so-

bald man es dahin bringt, dass er sich offen äussert, so verscheucht die Beweglichkeit seiner Einbildungskraft völlig den Zwang, den man anfangs empfunden hat: er ist ein Mensch, dessen Geist universal, auch unparteiisch ist, denn in seiner Unparteilichkeit liegt durchaus keine Gleichgültigkeit — sie ist ein Doppelwesen, eine Doppelkraft, ein Doppellicht, das gleichzeitig bei jedem Gegenstande die beiden Seiten der Frage beleuchtet. Handelt es sich um einen Gedanken, so hält nichts, weder sein Jahrhundert, noch seine Lebensgewohnheiten, noch sein Verkehr und seine Beziehungen zu andern den Flug seines Geistes auf: er richtet seinen Blick geraden Wegs auf den Gegenstand, den er erforschen will. Wäre er Staatsmann gewesen, hätte sein Gemüt sich durch Handeln entwickelt, so würde sein Charakter fester, entschiedener und patriotischer sein, aber sein Geist würde nicht so frei über allen Anschauungsweisen schweben: die Leidenschaften oder die Interessen würden ihm einen bestimmten Weg vorschreiben.

Ich sagte, Goethe vereinige die Hauptcharakterzüge des deutschen Geistes in sich. Er besitzt sie in der Tat sämtlich in einem sehr hohen Grade: eine grosse Gedankentiefe, die Grazie, die aus der Einbildungskraft entspringt, und die weit eigentümlicher ist als die Anmut, welche der gesellige Verkehr verleiht, und endlich eine zuweilen phantastische Erregbarkeit und Beweglichkeit, die aber eben deshalb um so mehr dazu angetan ist, Leser zu interessieren, die in den Büchern etwas suchen, was ihr monotones Dasein belebt, und die verlangen, dass die Poesie bei ihnen die Stelle wirklicher Ereignisse vertrete. In Deutschland versteht man sich nicht darauf, sein Talent im Gespräch aufgehen zu lassen, und sogar unter den Bemerkenswertesten haben so wenig Leute die Gewohnheit, zu fragen und zu antworten, dass die Gesellschaft beinahe für nichts zu rechnen ist. Dessenungeachtet ist Goethes Einfluss nicht weniger gross. Es finden sich in Deutschland eine Menge Menschen, die in der Adresse eines Briefes Genie zu entdecken glauben würden, wenn Goethe sie aufgesetzt hätte. Die Goethebewunderer bilden eine Art Brüderschaft, deren Losungsworte die Adepten miteinander bekannt machen. Wollen aber die Ausländer ihn ebenfalls bewundern, so werden sie mit Geringsschätzung abgewiesen, sobald ein Vorbehalt in ihren Lobreden zu der Vermutung Anlass gibt, dass sie sich erlaubt haben, Werke, die bei einer solchen Prüfung nur gewinnen, kritisch zu betrachten. Einen solchen Fanatismus kann ein Mensch nicht erregen, wenn er nicht grosse Fähigkeiten sowohl zum Guten als zum Bösen besitzt, denn nur die Kraft allein, welcher Art sie nun sein mag, fürchten die Menschen zur Genüge, um sie in solcher Weise zu lieben.

\*

## Goethe und das Christentum

### Aus den Gesprächen mit Eckermann, 11. März 1832

Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.

Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch gross und frei fühlen und auf ein bisschen so oder so im äusseren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.»

«Wenn man die Leute reden hört», sagte Goethe, «so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füsse gestellt und müsste sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zu rechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiss recht wohl, dass diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und dass in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren sie so gross als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Und überall, was ist es, und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spass gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen.

So ist er nun fortwährend in höheren NATUREN wirk-kam, um die geringeren heranzuziehen.»

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine grossen und guten Worte in meinem Herzen.

## Vollendung des Faust

In seinen «Gesprächen mit Goethe» berichtet Eckermann am 6. Juni 1831:

Wir sprachen sodann über den Schluss, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heisst:

«Gerettet ist das edle Glied  
Der Geisterwelt vom Bösen:  
Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen.  
Und hat an ihm die Liebe gar  
Von oben teilgenommen,  
Begegnet ihm die selige Schar  
Mit herzlichem Willkommen.»

«In diesen Versen», sagte er, «ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloss durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.»

Uebrigens werden Sie zugeben, dass der Schluss, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und dass ich, bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.»

Den noch fehlenden vierten Akt vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so dass im August der ganze zweite Teil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. «Mein ferneres Leben», sagte er, «kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch tue.»

## Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen

Am 27. Januar 1824 zu Eckermann:

Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir

jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, schliesst man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das innigste verbindet. Aber auch diese geht und lässt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu tun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, dass ich in meinen fünfundsiezig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von aussen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äussere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe getan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, dass man es nicht zum zweitenmal tue.

## Goethes letzter Geburtstag

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe «Zum Löwen» hier in Ilmenau ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu besuchen, bitten lassen, doch kam ich erst spät abends aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. morgens, wo er schon seit früh vier Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr gross, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst so oft und so viel hier gewesen, wiederzusehen. Seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognosti-

scher Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann: ob man wohl bequem zu Wagen auf den Kickelhahn fahren könne; er wünsche das auf dem Kickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und dass ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstrasse über Gabelbach.

Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondell ergrötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Grossherzog Karl August noch einmal sehen können! — Hierauf fragte er: Das kleine Waldhaus muss hier in der Nähe sein. Ich kann zu Fuss dahin gehen, und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen. Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten, zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den oberen Teil desselben; ich erbot mich, ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich tags darauf seinen zweiundachtzigsten Geburtstag feierte, mit den Worten: Glauben Sie ja nicht, dass ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut. Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solchen aufzuzeichnen. Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,  
In allen Wipfeln spürest du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vögelein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.

D. 7. September 1780

Goethe

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Tränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Tränen und sprach in sanftem wehmütigem Ton: Ja: warte nur, balde ruhest du auch! schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düsteren Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: Nun wollen wir wieder gehen!

Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits

aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das, was sie gesehen, und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen.

Es war zwei Uhr, und ich musste zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf- und hinuntergegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apapa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzliche Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verrieten.

Nachmittag war der Geheime Rat und Oberjägermeister von Fritsch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, dass Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern, zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

## Vollendung

*Am 23. März 1832 schreibt Eckermann  
an Marianne von Willemer:*

Aus eigenem Antriebe und in besonderem Auftrag der Frau v. Goethe theile ich Ihnen einige nähere Umstände mit über den Verlust des hohen Mannes den wir alle beweinen; denn ich weiss, Sie waren Ihm besonders werth, er hat noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden Ihrer gedacht und so handeln wir Hinterbliebenen in seinem Sinne wenn wir uns mithilfend an Sie wenden.

Er verliess uns gestern Mittag 11 Uhr. Vor 8 Tagen am Donnerstag war er noch vollkommen wohl. Die Grossherzogin besuchte ihn selbigen Tages, und wie man hört, ist er gegen sie besonders heiter und mithilfend gewesen. Er machte darauf eine Spazierfahrt und es ist möglich dass er sich da erkältet hat. Denn am nächsten Morgen, Freitag den 16., fühlte er sich krank an einem Erkältungsfeier mit einigem Stechen auf der Brust. Hofrath Vogel, sein Arzt seit 7 Jahren, zu dem er mehr Zutrauen hatte als zu irgend einem andern während seines Lebens, behandelte ihn und er war am Montag so weit hergestellt, dass Er am Dienstag seine Arbeiten wieder anzufangen gedachte. Doch wurden wir alle am Morgen des ebengedachten Tages erschreckt, indem der Kranke mit einer heftigen Kälte in allen Gliedern, verbunden mit Schmerzen und grosser Unruhe befallen war, die der Arzt durch einen Umschlag und schweißtreibende Mittel erst nach Verlauf von 19 Stunden in folgender Nacht zu heben vermochte, so dass er Goethes Zustand für gefährlich erklärte und einen Nervenschlag befürchtete. Dieser erfolgte am nächsten Morgen (Mittwoch) nicht, indem durch die Mittel die gehörigen Krisen eingetreten waren und

ein wohlthätiger Schweiss sich über den ganzen Körper verbreitet hatte, auch der Kranke sich von allen Schmerzen frei fühlte. So schöpften wir Mittwoch Morgen wieder einige Hoffnung, die jedoch Mittags wieder verschwand, indem der Arzt erklärte, dass der Feind nun wieder von einer anderen Seite drohe, und eine Lungenlähmung zu fürchten sey, indem das Uebel sich auf die Brust geworfen und es dem Kranken an Kräften fehle es zu überstehen. Sie mögen sich denken in welcher Angst und Noth wir alle waren. Für den Kranken jedoch war es ein Glück dass er keine Empfindung von der Gefahr seines Zustandes zu haben schien. Er fühlte sich wohl und ohne Schmerzen, er sprach noch am Donnerstag von einer guten Suppe, Fisch und etwas Wildprett das er Mittags zu essen Neigung habe, so wie von den bevorstehenden guten Tagen im April, wo er viel spazieren zu fahren und sich von seinem Uebel vollkommen zu erholen hoffe. Im Bette zu liegen vermochte er nicht. Er sass völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl. Anfänglich wollte er ausser seinem Bedienten niemanden um sich leiden. Am letzten Morgen jedoch kam seine Schwiegertochter, die auch in den letzten Nächten ohne dass er es wusste bey ihm gewacht hatte, nicht von seiner Seite. Er hielt ihre Hand indem er abwechselnd gleichgültige Dinge sprach und zu schlummern schien. Nach wenigen Stunden um 11 Uhr hatte sein hoher Geist das irdische verlassen, indem der geliebte sichtliche Körper vor unseren Augen in edler Haltung fortzuschlummern schien.

*Die Gespräche mit Goethe schliesst Eckermann ab:*  
Am andern Morgen nach Goethes Tod ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloss mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edeln Gesichts, Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch

die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weisses Bettuch gehüllt, grosse Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten, solange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füsse zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in grosser Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, liess mich auf Augenblicke vergessen, dass der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

## Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt

### Lynkeus der Türmer

Zum Sehen geboren,  
Zum Schauen bestellt,  
Dem Turme geschworen,  
Gefällt mir die Welt.  
Ich blick in die Ferne,  
Ich seh in der Näh  
Den Mond und die Sterne,  
Den Wald und das Reh.  
So seh ich in allen  
Die ewige Zier,  
Und wie mirs gefallen,  
Gefall ich auch mir.  
Ihr glücklichen Augen,  
Was je ihr gesehn,  
Es sei, wie es wolle,  
Es war doch so schön!

## SCHWEIZERISCHE UND INTERNATIONALE UMSCHAU

*Tagungen und Kurse.* Der Freizeit-Dienst der Stiftung Pro Juventute, Seefeldstr. 8, Zürich, veranstaltet vom 8.—16. Oktober 1949 einen Jugendleiterkurs in einem Jugendferienheim.

Neben Werkunterricht in verschiedenen Arbeitsgruppen (Basteln, Modellieren, Bambusflötenschnitten, Weben, Lederarbeiten, Zeichnen und Linolschnitt soll durch Spiel und Sport, durch Lied und Tanz und durch Aussprache sowie Vorträge über die verschiedenen Probleme des Jugendleiters, den Teilnehmern eine erlebnisreiche und produktive Ferienwoche geboten werden.

Programm und nähere Auskunft durch die oben genannte Adresse.

\*

Vom 18. bis 20. September 1949 findet in Bern ein Internationales pädagogisches Treffen statt. Programme sind erhältlich durch das Sekretariat, Muri-Bern, Dr. Haasstrasse 9, Tel. (031) 423 18.

\*

Das Institut für Erziehungs- und Unterrichtsfragen, Basler Schulausstellung widmet seine 144. Veranstaltung